4 — Illustriertes Sonntagsblatt — 1898
Zur Unterhaltung am häuslichen Herd
Gratis-Beilage zur Thorner Zeitung.
Verlag von Ernst Lambeck in Thorn.

Der Väter Schuld.

Von J. Piorkowska. (Fortsetzung.)

11.

Es währte lange, ehe an jenem Abend der Schlaf Charlottes Augen schloß. Immer und immer schweiften ihre Gedanken zurück zu Raimund Lässig.

„Was für schöne Augen er hat," dachte sie und ein eigentümliches Lächeln umspielte ihre roten Lippen, als sie dabei des herzlichen, fast innigen Blickes gedachte, der sie, als ihre zarten Finger einen Moment in seiner Rechten ruhten, aus seinen dunklen tiefliegenden Augen traf. —

Wie am nächsten Morgen die hellen warmen Sonnenstrahlen sie wachküßten, war ihr seltsam wohlig zu Mute, sie hätte selbst nicht sagen können, woher?

„So spät, mein Herz?" begrüßte die Kommerzienrätin sie, während ihr Blick mit innerem Stolz auf Charlottes rosigem Gesicht und den froherglänzenden Augen ruhte, und sie sich im stillen sagte: „Wie schön sie doch ist. — Dein Papa hat schon vor einer halben Stunde gefrühstückt. Hier ist auch ein Brief für Dich — ein Brief? Woher?"

„Ich kann den Poststempel nicht entziffern."

Lebhaft griff Charlotte nach dem Couvert. Die zierliche Handschrift war ihr unbekannt. Ein freudiger Schreck durchzuckte sie. Wie? Wäre es möglich, daß er ihr schrieb? Mit vor Erregung zitternden Fingern öffnete sie das Schreiben.

„Nun, was ist es?" fragte neugierig die Kommerzienrätin, als sie den Farbenwechsel auf Charlottes Gesicht bemerkte.

Diese aber war so in das Lesen des Briefes vertieft, daß sie die Frage ganz überhörte und erst nach mehreren Minuten mit ernstem bleichem Gesicht jener schweigend das Schreiben reichte. Dasselbe lautete:

„Meine liebe Lotte!

Ich hoffe, Du entschuldigst, daß ich so frei bin, Dir zu schreiben, aber ich halte es doch für meine Pflicht. Es thut Dir gewiß auch leid, zu hören, daß der Vater gestern Unglück gehabt und von der Leiter gestürzt ist; dabei ist er so auf den Kopf aufgeschlagen, daß er noch nicht recht wieder zur Besinnung gekommen ist; der Doktor beruhigt mich zwar, aber ich bin doch in großer Angst. Meist liegt der Arme regungslos da, nur hin und wieder hebt er, wie wenn er nach etwas greifen wollte, die Hand in die Höhe und ruft ganz deutlich: „Lotte" — darum inkommodiere ich Dich auch mit meinem Briefe, ich habe ja keine Seele, die mir raten kann, was ich thun soll. Falls Du, wie ich hoffe, herkommst, ist mein Schlafzimmer für Dich bereit; wenn es auch nicht so schön ist, wie Du es gewöhnt bist, werde ich doch alles thun, es Dir so behaglich als möglich zu machen. Komme ja bald, denn ich fürchte, der arme Vater ist kränker, als der Doktor denkt.

Behalte lieb Deine Dich liebende Käthe Hartwig."

Nachdem die Kommerzienrätin gelesen hatte, verharrte sie mehrere Minuten lang in ernstem Ueberlegen.

„Wie fatal für Dich, Du armes Kind!" unterbrach sie endlich das peinliche Schweigen, „was wirst Du thun?"

„Ich muß doch wohl hinfahren, wenn Du es erlaubst — jedenfalls werde ich nicht lange wegbleiben."

„Die Sache ist sehr, sehr fatal! Wer weiß, ob Deine — ich meine, der Brief die Sache nicht sehr übertreibt; indes möchte ich Dich nicht abhalten —"

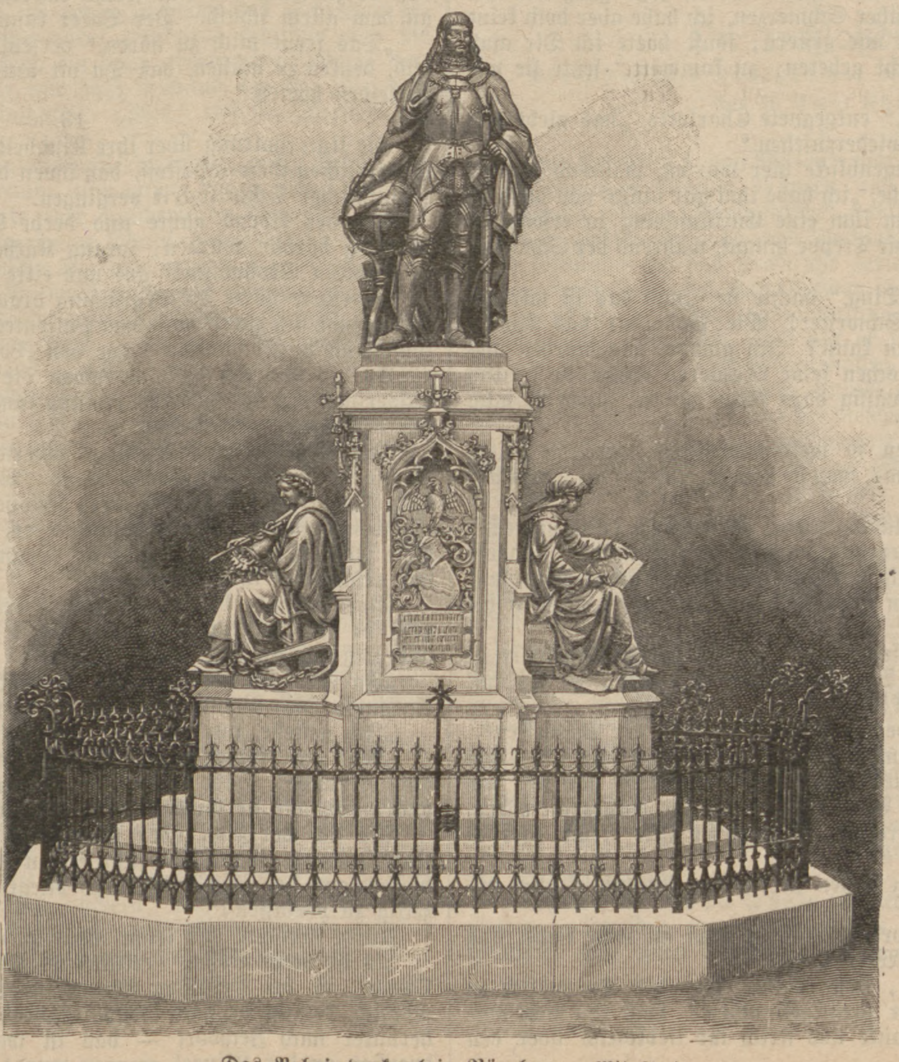
„Hoffentlich ist es nicht so schlimm! Ach, mit dem Briefe kommt mir alles wieder so lebhaft ins Gedächtnis — der arme Vater! Wie genau entsinne ich mich, wie lieb er mich hatte, wie er mich oft auf den Schoß nahm und mich herzte und küßte."

Seit vielen Jahren war es zum erstenmale, daß Charlotte ihres wirklichen Vaters erwähnte, und aufs peinlichste davon berührt, versetzte die Kommerzienrätin unwirsch: „Nun gar so groß kann die Zärtlichkeit nicht gewesen sein, sonst hätte er Dich damals doch nicht fortgegeben."

„Allerdings," gab das junge Mädchen sinnend zu; „doch gleichviel," fuhr es in entschlossenem Tone fort, „jedenfalls muß ich hinfahren und zwar heute noch — meinst Du nicht? Falls es nicht so schlimm steht, bin ich ja morgen wieder hier." —

„Nicht wahr, Mama," sagte sie halb verlegen, nachdem alles Nähere über ihre Abreise bestimmt war, „Du sprichst gegen unsere Bekannten nicht weiter darüber? Viele wissen ja gar nicht, daß ich nicht wirklich eure Tochter bin!"

Ob sie dabei nicht vor



Das Behaimdenkmal in Nürnberg. (Mit Text.)

allem voll Bangen daran dachte, daß Raimund Lässig etwas über ihre niedere Abkunft erfahren könnte?

„Und Du bleibst nicht länger fort, als durchaus notwendig ist?“ war der Kommerzienrätin letztes Wort; „es wird höchste Zeit wegen des Bazars an Deine Toilette zu denken.“

12.

Am Nachmittag desselbigen Tages legte Charlotte die kleine Strecke von Zechdorf nach Hartwigs Hause zu Fuß zurück.

Einige Bauern und ein paar Marktfrauen, die des Wegs daherkamen, schauten der eleganten Erscheinung neugierig nach; um wie viel erstaunter wären sie noch gewesen, hätten sie geahnt, daß die vornehme Fremde keine andere war, als Hartwigs kleine Lotte von ehedem.

Ein seltsam wohliges heimisches Gefühl beschlich sie, als sie sich dem ihr noch so genau erinnerlichen Garten näherte, den sie vor fünfzehn Jahren weinend zum letztenmale durchschritten hatte.

Sie näherte sich der Hausthüre; alles war noch genau so wie damals, nur da in der Küche auf sandbestreuter Diele befand sich statt der guten freundlichen Mutter eine fremde Frau, die man eilends für die häusliche Arbeit herbeigeholt hatte, damit Käthe sich ganz der Pflege des Kranken widmen konnte.

„O ja, es geht dem alten Herrn etwas besser,“ gab sie auf Charlottes Frage zur Antwort.

Gleichzeitig hörte man von oben das vorsichtige Oeffnen und Schließen einer Thüre, und eine kleine, etwas plumpe Gestalt kam die Treppe herab. Es war Käthe.

Verlegen, während sich ihre runden, roten Backen noch röter färbten, und die langen Wimpern sich über die sanften, braunen, freundlich dreinschauenden Augen senkten, blieb sie unten auf der Thürschwelle stehen, daß es erst eines ermunternden Wortes von Charlotte bedurfte.

„Wie geht es, Käthe? Ich freue mich, Dich einmal wiederzusehen.“

Damit reichte sie ihr die Hand, und einem plötzlichen Impulse folgend, senkte sie den Kopf und küßte das weiche runde Gesicht.

Ein freudiges Lächeln glitt über Käthes Züge, aber in ihrer Verlegenheit wußte sie noch immer nicht, was sagen.

„Dem Vater geht es, wie ich höre, besser?“ fuhr Charlotte fort.

„Ja, Gott sei Dank, viel besser. Er ist jetzt ganz bei Besinnung, klagt zwar noch über Schmerzen, ich habe aber doch keine solche Angst mehr um ihn wie gestern, sonst hätte ich Dir auch nicht geschrieben, Dich nicht gebeten, zu kommen,“ setzte sie wie sich entschuldigend hinzu.

„Das schadet ja nichts,“ entgegnete Charlotte, „das giebt mir Gelegenheit, euch einmal wiederzusehen.“

„Willst Du ein paar Augenblicke hier warten, während ich den Vater vorbereite?“ bat Käthe, „ich habe ihm gar nichts von meinem Briefe an Dich gesagt, um ihm eine Enttäuschung zu ersparen.“

Damit eilte sie wieder die Treppe hinauf, während der Schwester Augen ihr folgten.

„Ein hübsches kleines Ding,“ dachte sie, „und das ist wirklich meine Schwester, meine Schwester! Wie sonderbar das klingt! Ob sie wohl Klavier spielen kann? Ich glaube, wir würden uns ganz gut verstehen; ein bischen feine Manieren müßte sie freilich lernen. Was wohl Herr Lässig dazu sagen würde, wenn er mich jetzt hier so sehen könnte!“

Während ihre Gedanken so weiterschweiften, bereitete Käthe den Kranken behutsam auf das, was sie gethan, und auf der Schwester Anwesenheit vor.

Anfangs schaute er ungläubig drein, als verstehe er nicht recht; als Käthe aber damit herausrückte, daß sie bereits unten im Hause sei, durchzitterte es Hartwig wie ein elektrischer Schlag, dann sank er, matt, vor Erregung an allen Gliedern bebend, schwer in die Kissen zurück.

„Lotte — meine liebe kleine Lotte, — bist Du zurückgekehrt zu Deinem alten Vater? — Worauf wartest Du noch? — So ruf' sie doch. Schnell! Schnell!“

Mit bangklopfendem Herzen folgte Charlotte der Schwester.

Während sie sich in dem Zimmer ringsum sah und sich dabei lebhaft ihres letzten Abschieds vom Vater erinnerte, sah sie, wie sich vom Krankenbette des Vaters Arme sich ihr entgegenstreckten, und schnell zu ihm herantretend, schlang sie ihre Arme zärtlich um den Kranken.

Die Gemütsbewegungen ließen sie für den Augenblick alles andere vergessen.

Wieder zum Kinde geworden, sank ihr Kopf an seine Brust und sie brach in krampfhaftes Weinen aus.

„Lotte — meine kleine, liebe Lotte. So, bist Du endlich zu Deinem armen alten Vater zurückgekommen? Hast ihn nicht vergessen?“ schluchzte der Kranke und strich ihr liebkosend über den blonden Scheitel.

Sie nahm seine Hand zwischen ihre beiden und drückte sie an die Lippen, ohne zu bemerken, wie rauh und schwielig sie waren.

„Vater — mein lieber, lieber Vater!“

„Mein Liebling! Kannst Du mir auch vergeben?“

„Vergeben? Was hätte ich Dir zu vergeben, mein Vater?“

„Daß ich Dich so hart beurteilt habe. Ich war damals so böse, so unglücklich, weil Du nicht zu uns zurückkehrtest, daß ich, voll Groll und Bitterkeit, Dich hart und lieblos schalt. Jetzt aber sehe ich, wie falsch ich Dich beurteilte. Du bist wieder zu uns gekommen, und nun ist alles gut.“

„Ja, Vater, von nun an werde ich euch auch öfter besuchen,“ entgegnete Charlotte, sah sich aber in der Hoffnung, ihm mit diesem Versprechen Freude zu machen, seltsam getäuscht.

Seine Miene umdüsterte sich.

„Besuchen?“ wiederholte er erstaunt, „heißt das, daß Du uns wieder verlassen willst?“

„Allerdings, lieber Vater,“ lächelte Charlotte, „ich versprach, mit dem morgenden Mittagszuge wieder in Ostrau zu sein.“

Hastig entzog er ihre Hand und stieß mit bitterem Auflachen hervor: „Und ich Thor dachte, Du kämst für immer zu Deinem Vater und Deiner Schwester zurück, die naturgemäß Deinem Herzen doch am nächsten stehen sollten! Aber natürlich, dem feinen Dämchen sind Bälle, Gesellschaften und schöne Kleider viel lieber als ihr Vater!“

Charlotte suchte den Erregten durch freundliche Worte zu versöhnen, aber sie machte die Sache dadurch nur schlimmer und warf Käthe einen dankbaren Blick zu, als dieselbe mit dem sichtlichen Bemühen, des Vaters Groll abzuwenden, mit der Medizin an sein Lager trat.

So, nun geht und laßt mich allein,“ murrte er alsdann; „nein, nein, Käthe, brauchst nicht bei mir zu bleiben — möchte wohl wissen, wozu, habe Gesellschaft heute gerade genug gehabt. Geh — laß mich — ich möchte schlafen.“

Die Schwestern gingen wieder hinab. In dem Zimmer herrschte jetzt lautlose Stille, aber schlafen konnte der Kranke lange, lange nicht.

Käthe, wohl bemerkend, wie Charlotte sich von des Vaters Reden gekränkt fühlte, suchte denselben zu entschuldigen.

„Es thut mir leid, daß er so heftig gegen Dich war. Wenn er gesund ist, ist er ganz anders. Ich hatte mir nicht überlegt, daß er zu krank für eine solche Aufregung war — ich allein bin an dem allem schuld. Der Vater kann so lieb, so gut sein.“

„Das freut mich zu hören,“ versetzte Charlotte, „es wäre mir leid, denken zu müssen, daß Du oft unter derartigen Stimmungen zu leiden hättest.“

13.

Die Unterhaltung über ihre Kindheit bot den beiden Schwestern so reichlichen Gesprächsstoff, daß ihnen die Nachmittagsstunden mit erstaunlicher Schnelligkeit vergingen.

Als der Abend nahte und derbe Schritte draußen auf dem Kiesweg hörbar wurden, sprang Käthe mit dem Ausruf: „Das ist Kapitän Stohmann!“ auf und eilte dem Gaste entgegen.

Charlotte hörte die Begrüßung draußen auf dem Flur, wie der Kommende sich zuerst nach dem Patienten erkundigte, und wie Käthe ihm dann in gedämpftem Tone von „Lottes“ Hiersein berichtete.

In der nächsten Sekunde ward die niedrige Thüre ungestüm aufgerissen und der biedere Seemann kam mit ausgestreckten Händen auf den vornehmen Besuch zu.

Nur langsam und offenbar widerwillig legte Charlotte ihre Rechte in die ihr dargebotene Hand. Während des Kapitäns große dicke Finger sich fest um die ihren schlossen, zog er die junge Dame ein wenig an sich, als beabsichtigte er, sie zu küssen. Doch nein, diese Idee war zu unglaublich. Dennoch entzog Charlotte ihm wie erschrocken ihre Hand.

Eine Sekunde blickte der alte Herr sie überrascht an, dann griff er mit seinem unerschütterlichen Humor nach einem Stuhl und ließ sich an ihrer Seite nieder.

„Ja, ja,“ meinte er, leicht seufzend, „die Zeiten ändern sich. Entsinnst Dich meiner wohl gar nicht mehr, Lotte?“

„Ich gestehe, nur schwach,“ gab sie frostig zurück.

„Also ein bischen doch? Das ist recht! Waren dereinst auch dicke Freunde! Habe immer der kleinen Lotte Partei genommen, auch noch, wie sie an den alten Stohmann kaum noch dachte.“

Als sich der Gast aber keineswegs geneigt zeigte, auf seine Unterhaltung einzugehen, fuhr er, zu Käthe gewendet, fort: „Wo bleibt denn der Fritz? Freitags pflegt er das Kontor doch immer zeitig zu verlassen?“

Käthe errötete nur leicht, ohne zu antworten.

„'s ist mein Sohn,“ erklärte er Charlotte; „er lebt auch in Ostrau, ist bei Gebrüder Braun im Geschäft, und wenn irgend möglich, kommt er nach Geschäftsschluß ein-, zweimal wöchentlich herunter nach Zechdorf — das ist wahr!“ schloß er, als leise draußen an der Klingel gezogen wurde.

Es vergingen mehrere Minuten, ehe Käthe, die öffnen ging, mit dem jungen Manne eintrat.

Derselbe hatte sich sichtlich in sein bestes Zeug geworfen; sein stark pomadisiertes Haar war spiegelglatt gebürstet, das breit sichtbare Vorhemd stark geglättet, die Weste, über die eine dickgliedrige Talmikette hing, war von glänzend schwarzem Atlas. Drei oder vier kleinere Pakete, die er bei seinem Eintreten in der Hand hatte, gaben ihm etwas besonders Ungeschicktes.

„Hier . . . hier bringe ich ein Büchse Wichse für Herrn Hartwigs kalbslederne Stiefel," erklärte er verlegen, „und das sind ein paar Orangen und Makronen, für die er vielleicht Appetit hat. Soll ich sie hierherlegen? — O, entschuldigen Sie, Fräulein!"

Diese letzten Worte waren mit einer verlegenen Verbeugung an Charlotte gerichtet, als Entschuldigung, daß er sie jetzt erst bemerkte.

Sie erwiderte den Gruß nur mit einem stummen, kaum merklichen Neigen des Kopfes, entschlossen, sich diesen gräßlichen Menschen von vornherein in gehöriger Entfernung zu halten, damit er sich nicht etwa erkühne, bei einem doch immerhin möglichen Zusammentreffen in Ostrau an ihre heutige Bekanntschaft zu appellieren.

Sie nahm auch an der weiteren Unterhaltung wenig teil. Und seltsam, gegen alle sonstige Gewohnheit wollte dieselbe heute durchaus nicht in Fluß kommen — Charlottes Anwesenheit wirkte offenbar hemmend auf die gewohnte Lebhaftigkeit, es entstanden trotz des Bemühens der drei anderen peinliche Pausen, bis der Kapitän zeitiger als sonst aufbrach.

„Gute Nacht, meine liebe Käthe," sprach er zu dieser; „morgen komme ich wieder. Sage Deinem Vater, wie ich mich freue, zu hören, daß es ihm besser geht."

Auch Fritz erhob sich und machte eine ungeschickte Verbeugung gegen Charlotte, welche dieselbe mit einem sehr frostigen Neigen des Kopfes erwiderte.

Eben im Begriff, seinen Vater in derselben Weise abzufertigen, trat dieser zu ihrer Ueberraschung dicht an sie heran, ergriff, noch bevor sie seine Absicht erkannte, ihre Hand und sagte mit fast mitleidigem Blick in treuherzigem Tone: „Adieu, Lotte, möglicherweise sehe ich Dich nie wieder — doch so lange ich lebe, findest Du stets einen Freund in mir, wenn Du eines solchen bedarfst. Gott behüte Dich, armes Kind!"

Voll Entrüstung über diese, wie sie meinte, ihr gegenüber mehr als ungeziemende Rede, vermochte sie kaum abzuwarten, bis Käthe die beiden Gäste hinausgeleitet und ins Zimmer zurückgekehrt war, um ihrer Entrüstung in heftigen Worten Luft zu machen.

„Was für gewöhnliche Leute das sind und wie der alte Mann sich erdreisten konnte, so zu mir zu reden!" hub sie an, dann wandte ihr Spott sich dem Jüngeren zu, doch voll Schrecken bemerkte sie, wie die Schwester dabei dunkelrot erglühte und die Augen mit der Hand bedeckend ein paar abgebrochene Worte hervorstieß, die Charlotte zwar nur halb verstand, die ihr aber doch einen gelinden Schrecken einjagten. „Wie," rief sie, „verstehe ich recht? Er . . . er ist Dein . . ."

„Ja," nickte Käthe in peinlichster Verlegenheit, „mein Bräutigam — wir sind erst heimlich verlobt, nur unsere Väter wissen darum."

„Nun," suchte Charlotte ihre unüberlegte Bemerkung rasch wieder gut zu machen, „der junge Mann hat gewiß auch seine guten Seiten, und ich wünsche Dir von ganzem Herzen Glück zu Deiner Wahl. Da werdet ihr wohl auch bald Hochzeit machen?"

„Ach nein," versetzte Käthe kopfschüttelnd, „erst geht er noch auf mehrere Jahre nach New-York — da haben Gebrüder Braun noch ein zweites Geschäftshaus. Er hätte mich gern schon als seine Frau mit hinüber genommen, daran ist aber des Vaters halber nicht zu denken. Um sich in einem fremden Lande einzugewöhnen, ist er zu alt, und ihn allein lassen, von ihm gehen werde ich nie."

14.

Als Charlotte zeitig am nächsten Morgen das Haus verließ, schlief Vater Hartwig noch. Von Käthe nahm sie herzlichen Abschied und wiederholte ihre Einladung, die Schwester solle sie doch recht bald einmal in der Stadt besuchen.

Wieder daheim in Ostrau, begnügte die Kommerzienrätin sich mit wenigen Fragen über das Befinden des alten Hartwig, und nach wenigen Stunden drängte das Interesse für den Wohlthätigkeitsbazar die Erinnerung an den Zechdorfer Besuch auch bei Charlotte sehr in den Hintergrund.

Zeitig am Nachmittag fuhren sie nach dem Bazar, Charlotte in reizendster Toilette.

Der Bazar erwies sich als ein nach jeder Seite hin gelungenes Unternehmen. Die geputzte vornehme Welt von Ostrau wogte lebhaft plaudernd, lachend, scherzend, in den geschmackvoll arrangierten Räumen einher. Auf Schritt und Tritt stieß Charlotte auf Bekannte — hier ein freundliches Lächeln, herzliches Zunicken, ein freundschaftlicher Händedruck, da eine verbindliche Redensart, eine liebenswürdige Schmeichelei über ihr entzückendes Aussehen. Aber das alles vermochte Charlotte heute nicht zu befriedigen; immer und immer wieder schweiften ihre Augen wie suchend in den Sälen umher, bis sich plötzlich ihre zarten Wangen rosiger färbten und ein kaum merkliches Lächeln ihre Lippen umspielte.

Raimund Lässig kam auf sie zu und nicht ohne Verlegenheit nahm die sonst so gewandte Weltdame seine Begrüßung entgegen.

Er schloß sich ihr und der Kommerzienrätin an, aber kaum betraten sie den nächsten Saal, als sie in ihrer Unterhaltung durch Frau von Varnh unterbrochen wurden.

„Ah, Frau Kommerzienrätin und Charlotte! Wie freue ich mich, Sie zu sehen. Und Sie, Herr Lässig? Haben Sie schon viel Einkäufe gemacht? Noch gar keine? Meiner Isabella werden Sie doch etwas abkaufen?"

Dabei zog sie ihn nach deren Stand, daß dem jungen Mann nichts übrig blieb, als sein Scherflein beizutragen. Er reichte der Verkäuferin eine Goldmünze; als diese ihm aber das und jenes ihrer Verkaufssachen dafür anbot, meinte er lächelnd: „Nehmen Sie es mir übel, wenn ich darauf verzichte? Ich armer Junggeselle habe aber thatsächlich keine Verwendung für derlei Dinge."

„Auch nicht für dieses Deckchen mit dem reizenden Veilchenbouquet?"

„Auch dafür nicht," entgegnete er in halb spöttischem Tone.

Charlotte, die dabei stand, biß sich mit gefalteter Stirn ärgerlich auf die Lippen.

„Schade," bemerkte Fräulein von Varnh, „dieses Deckchen hat Fräulein Stolzing gewiß viel Zeit und Mühe gekostet — wollen Sie es nicht?"

„Ich danke," versetzte Raimund und trat zurück. —

Fräulein von Varnh, alsbald durch eine andere Verkäuferin, Fräulein Wilkens, ersetzt, schloß sich nunmehr der Kommerzienrätin und Charlotte an und nahm letztere in ihrer Lebhaftigkeit so in Anspruch, daß Raimund sich alsbald von den Damen verabschiedete.

Charlotte, für welche der Bazar nun seinen Hauptreiz verloren hatte, drängte alsbald zum Gehen. Da beim Verlassen der Säle kam Fräulein Wilkens ihr entgegen.

„Eben habe ich eine gute Einnahme gehabt," sagte sie erfreut, „ein Herr zahlte mir zwanzig Mark für das Deckchen von Ihnen!"

„Ein Herr? Kannten Sie ihn?" forschte Charlotte lebhaft.

„Nein, mir war er fremd. Doch irre ich nicht, so nannte ihn jemand in der Nähe Herr Lässig!"

„So, so," war Charlottes ganze Antwort; doch verließ sie den Bazar mit dem Gefühl, daß derselbe ihr doch recht gut gefallen habe."

(Fortsetzung folgt.)

Die Schloßdiebe.

Ein historisches Nachtstück aus dem 18. Jahrhundert.

Von B. Emil König.

I.

König Friedrich I. von Preußen war ein Liebhaber und eifriger Sammler seltener Münzen und Medaillen und hatte zur Beschaffung solcher „Kuriositäten" namhafte Summen verwendet.

Sein sparsamer Sohn und Nachfolger, Friedrich Wilhelm I., dessen Sinn nur auf das Praktische gerichtet war, teilte diese kostspielige Liebhaberei des Vaters zwar nicht im geringsten, ließ aber doch die Münz- und Medaillensammlung desselben nach Uebernahme der Regierung unberührt. Erst als er im Jahre 1715 seinen Feldzug nach Pommern unternehmen wollte, fiel dem jungen König ein, die Zimmer seines Vorgängers einmal in Augenschein zu nehmen. Der Schloßkastellan Runk war bei dieser Besichtigung sein Begleiter.

Im Medaillenkabinett angekommen, befahl der Monarch, den Münzen- und Medaillenschrank zu öffnen; allein es fehlte der Schlüssel, den Friedrich I. vor seinem Tode wohl verlegt haben mochte. Man untersuchte sogleich des Hochseligen Sachen, allein der Schlüssel fand sich nicht.

Ungeduldig darüber, befahl der König, den Hofschlossermeister Stief herbeizuholen, damit dieser den Schrank öffne. — Da Stief jedoch nicht in seiner Behausung angetroffen worden war, stand Friedrich Wilhelm vorläufig von der Oeffnung ab. Wenige Tage später zog er ins Feld. Kaum war er indessen fort, da ging der Schloßkastellan Runk mit dem Hofschlossermeister Stief hinauf ins Münz- und Medaillenkabinett und ließ diesen den kostbaren Schrank durch Anwendung eines Dietrichs öffnen.

Als dies geschehen war, als die Schrankthüren weit offen gestanden und man einen Einblick auf die goldenen und silbernen Münzen und Medaillen, auf die Gemmen, auf das edele Gestein und die sonstigen Pretiosen hatte, da kam der Versucher zuerst über den Schloßkastellan.

Habgierig auf all die Schätze schauend, sagte er zu seinem Begleiter: „Da sind nun Kostbarkeiten über Kostbarkeiten aufgespeichert, ohne einen Christenmenschen auch nur das Geringste zu

nützen, Meister! Ja, es weiß noch nicht einmal eine Seele, was in dem Schranke alles stecken soll, nicht einmal der hochselige König wußte es genau, und wenn wir beide es über uns gewinnen könnten, den einfältigen Schrein seines Inhalts ein wenig zu erleichtern, es krähte weder Henne noch Hahn danach!"

„Ja, sind denn keine Listen über die einzelnen Stücke vorhanden?" fragte der Hofschlosser, einen lauernden Blick auf den Versucher werfend.

„I, wo denkt Ihr wohl hin, Meister?" versetzte der Kastellan, „Listen über solchen Quark gab es bei meinem hochseligen, gnädigsten Herrn doch nicht! Da ging alles aus dem Vollen. Ja, wenn sein Nachfolger die Schätze gesammelt hätte, da pfiffe der Wind aus einem anderen Loche. Der ist ein Knauser und läßt über jede Lappalie Buch führen!"

„Nun, da wird er auch schon wissen, was sich in dem Schranke befindet!" meinte der Hofschlosser.

„Das weiß er eben glücklicherweise nicht!" erklärte der habgierige Runk. „Allerdings, wenn er erst aus Pommern zurückgekehrt sein wird, wird es ihm wohl keine Ruhe lassen, sich den Inhalt des Schrankes einmal genau anzusehen und Stück für Stück aufschreiben zu lassen. Zuvor aber könnte und müßte so eine kleine Erleichterung stattfinden!" fügte er leise hinzu und blickte Stief an, als ob er die Antwort in dessen Gesichtszügen lesen wollte. „Ein Inhaltsverzeichnis wäre gewiß auch schon längst aufgenommen worden, hätten wir seiner Zeit den Schrankschlüssel gefunden; aber Gott mag wissen, wo den die hochselige Majestät vor Allerhöchstihrem Hinscheiden verkramt haben! Natürlich wurde die gegenwärtige Majestät, wie bei dem Brausekopf nicht anders zu erwarten, ungeduldig und befahlen, unverzüglich zum Hofschlossermeister Stief zu schicken. Weil der aber nicht zu Hause war, legte sich Majestäts Ungeduld ebenso schnell, wie sie gekommen war. Es kamen andere Sachen dazwischen; mein allergnädigster Herr dachten bald nicht mehr an den Schrank und ist darüber in den Krieg gezogen!"

„So, so!" sagte der Hofschlosser vorsichtig. „Da wäre ja in der That keine Entdeckung zu befürchten!"

Jetzt trat der Kastellan näher, ergriff des Meisters Hand und fragte: „Nun, wie wäre es? Halb Part?"

Stief aber suchte ihm die Hand zu entziehen und versetzte zögernd: „Ihr wollt mich wohl nur auf die Probe stellen!"

„I, wo werd' ich denn!" rief abwehrend der Versucher. „Ich meine vielmehr: Wir müssen das Eisen schmieden, so lange es heiß ist. Ein paar von den Kostbarkeiten würden genügen, meinen Kindern ein schönes Vermögen zu hinterlassen, und ein paar für Euch können einem so geschickten Meister auf die Sprünge, will sagen, zu großem Wohlstand helfen und zu immer größeren Ehren und Ansehen bringen!"

Der Meister zögerte noch immer. — Da flüsterte Runk:

„Gut, dann lassen wir's! Es muß ja nicht sein! Freilich, so gut wird es uns nicht wieder geboten! Schließt drum den dummen Schrank nur wieder zu!"

„Nun, eine Kleinigkeit könnten wir schon wagen!" meinte endlich der Schlosser kleinlaut. „Sie macht unseren knauserigen Landesvater auch nicht nennenswert ärmer, der schlägt sie doch bald wieder heraus, uns aber macht sie zu reichen Männern!"

„Nun also!" versetzte Runk, und sein Gesicht heiterte sich auf. „Ihr seid somit einverstanden?"

„Topp!" sagte der Hofschlosser und bot dem spitzbübischen Schloßkastellan die Rechte.

„Topp!" erwiderte dieser einschlagend. Alsbald entnahm Runk dem Schranke eine Reihe der verschiedensten Kostbarkeiten und Schaustücke und beide teilten sie untereinander und verbargen sie sorgfältig in ihren Kleidern.

Darauf ordnete Runk die Gegenstände im Schranke so, daß keine Lücke zu bemerken war und meinte schadenfroh: „So, jetzt kann mein allergnädigster Herr Pfennigfuchser den Inhalt prüfen nach Herzenslust und Listen aufstellen, so viel er will. Ihm bleibt noch genug und wir haben unser Schäflein nun auch im Trockenen!"

„Wenn's aber nur gut abgeht!" seufzte Stief, worauf der Kastellan lachend entgegnete: „Ihr werdet mich schon nicht verraten, und Ihr fürchtet mich gewiß ebenfalls nicht. Wir beide sind demnach vor einander sicher. Ein dritter Mitwisser ist aber nicht vorhanden, und Eurer Frau werdet Ihr den Handel gewiß ebensowenig auf die Nase binden, wie ich der meinen. Jetzt aber, Freund und Bundesgenosse, macht geschwind fein säuberlich den alten Schatzkasten wieder zu!"

Sogleich benutzte der Hofschlosser seinen Dietrich wieder; diesmal aber zum Schließen des Schrankes.

Nachdem sich beide dann noch einmal strengstes Stillschweigen gelobt, trennten sie sich, ein jeder einen Schatz in der Tasche, aber einen Diebstahl auf dem Gewissen.



Albrecht Dürer, von der Malergilde in Antwerpen festlich empfangen und bewirtet. Nach dem Gemälde von F. Stummel. (Mit Text.)

2.

Der König war längst aus Pommern zurückgekehrt, aber seltsamerweise hatte der immer thätige und rastlos schaffende Monarch nicht wieder an den Kuriositätenschrank und das Medaillenkabinett gedacht, und Runk, sein Schloßkastellan, hatte auch gerade keine besondere Ursache dazu, ihn daran und an den fehlenden Schrankschlüssel zu erinnern.

Der Diebstahl würde also, selbst wenn dem König einmal wieder eingefallen wäre, sich den Schrank öffnen zu lassen, unentdeckt geblieben sein, wenn sich der Zufall nicht in den leidigen Handel gemischt hätte. Aber das damals schon alte Sprichwort: „Es ist nichts so fein gesponnen, es kommt ans Licht der Sonnen", sollte sich auch hier bewähren. — Eines Tages im Dezember des Jahres 1718 kam der wohlbestallte „Geheimbte Rat" la Croze zufällig in das Geschäft eines Hofjuweliers in der Königsstraße und traute dort seinen Augen nicht, ein wertvolles, äußerst seltenes Schaustück, eine schwergoldene arabische Münze auf dem Schmelztische liegen zu sehen. La Croze, der erste Numismatiker und Sachverständige, er, der berühmte Antiquitätenkenner, hatte es ja selbst vor einer Reihe von Jahren im Allerhöchsten Auftrage Seiner Majestät des hochseligen Königs Friedrichs I. in Venedig für schweres Geld aufkaufen müssen. Daher kam ihm die Sache verdächtig vor, und hurtig meldete er sie dem König.

Der Goldschmied wurde sofort amtlich vernommen und sagte, der Wahrheit gemäß, er habe das kostbare Schaustück vom Hofschlossermeister Stief in Zahlung angenommen.

Jetzt erinnerte sich der König auf einmal des verlegten Schlüssels und des Schranks im Medaillenkabinett wieder und bei Nennung des Namens Stief fiel ihm auch der Name Runk ein, der damals allein sein Begleiter war, als er den Schrank zu öffnen befahl. — Runk hatte, wie er sich besann, erklärt, der Schlüssel sei verlegt, und Stief, der den Schrank ohne Schlüssel öffnen sollte, war nicht zu Hause gewesen. Schnell kombinierte des Königs scharfer Verstand nun weiter: Stief hat den Schrank auf Veranlassung Runks geöffnet, und beide haben daraus verschiedene Kostbarkeiten entwendet. Da gegen Runk aber noch keine Veranlassung zu einer Verhaftung vorlag, gab er Befehl, zunächst den bisher so angesehenen Hofschlossermeister Stief festzunehmen.

In einem Zimmer des Hauses Stiefs war eben ein schmucker, junger Mann, der Domschüler Scala, damit beschäftigt, des Meisters Sohn Unterricht zu erteilen, als plötzlich eine Abteilung Polizeisoldaten erschien, den Herrn des Hauses zu arretieren. Dieser verlor keinen Augenblick seine Geistesgegenwart und begehrte zu erfahren, was er verbrochen haben sollte, da er sich keiner Schuld bewußt sei. Er erhielt jedoch keine Auskunft und mußte den Schergen folgen. Darob entstand im Stief'schen Hause große Aufregung und in der Familie Wehklagen, besonders weinte Katharina, des Verhafteten bildschöne Tochter, bitterlich.

Der junge Studiosus, der das schöne Kind von Herzen liebte, bot, obschon selbst höchlichst erschrocken, seine ganze Beredsamkeit auf, die Stillgeliebte zu trösten. Er konnte das mit gutem Gewissen, denn sein unverdorbenes Gemüt vermochte dem allgemein geachteten Hofschlossermeister unmöglich eine grobe Gesetzesübertretung zuzutrauen. Auch der Mutter Katharina sprach er Mut zu. Wie hätte er auch anders den Gliedern einer Familie gegenüber handeln können, in der er so viel Gutes genossen.

Aber mit der Verhaftung des Meisters allein war es nicht abgethan; es erfolgte sogleich eine Haussuchung, bei der baare dreizehntausend Thaler mit Beschlag belegt wurden. Inzwischen verbreitete sich die Kunde von der Verhaftung des Hofschlossermeisters Stief wie ein Lauffeuer durch die Stadt. Er sollte das Medaillenkabinett des Königs bestohlen haben, und die Fama gab den Wert der entwendeten Gegenstände auf hunderttausend Thaler an.

Der König hatte eine strenge Untersuchung angeordnet; denn Friedrich Wilhelms redliches Gemüt hatte das Verbrechen tief verstimmt. Er war aber fest davon überzeugt, daß es Stief nicht allein begangen hatte, sondern in Gemeinschaft mit Runk, wenngleich gegen denselben auch noch nichts Gravierendes vorlag. Der König hatte Ursache, von beiden Dankbarkeit zu erwarten, und mußte erleben, daß man ihn, wie er sagte, ganz feige bestahl, darauf rechnend, daß er nicht wissen könne, was alles in jenem Schranke verborgen sei — und der Umstand, daß beide sich in verhältnismäßigem Wohlstande befanden, also keineswegs aus Not zum Verbrechen gegriffen hatten, machte ihn noch aufgebrachter gegen sie.

Während er insgeheim Runk beobachten ließ, nahm die Untersuchung gegen Stief ihren Fortgang. Der aber leugnete auf das entschiedenste. Er behauptete, die seltene Münze einem Handelsjuden abgekauft zu haben. Dieser angebliche Jude war indes nicht zu ermitteln und war jener große Unbekannte, auf den sich auch noch in unseren Tagen hin und wieder Verbrechen zu berufen pflegen. — Als man Stief darin aber keinen Glauben schenkte, änderte er seine Aussage dahin, daß er das seltene Schaustück gefunden habe. Dadurch belastete er sich jedoch nur noch mehr.

In jenen Tagen bediente sich die Justiz aller europäischen Länder zur Erlangung von Geständnissen noch immer der Folter, jenes Marterinstruments, mittelst welches so unzählige falsche Bekenntnisse erpreßt worden sind; sie wurde in Preußen aber nicht mehr in der entsetzlich grausamen Weise gehandhabt, als das anderwärts noch immer geschah. — Der rechtliche, von so vielen Geschichtsschreibern leider ganz unrichtig beurteilte König Friedrich Wilhelm I. war bei aller seiner ledig der Pflichttreue entspringenden Strenge doch kein Freund der Tortur, er war aber bisher außer stande gewesen, sie ohne Aenderung des ganzen Gerichts- und Strafverfahrens Knall und Fall abschaffen zu können.

Bei Stief wurde sie, da er beharrlich leugnete, dem damaligen peinlichen Prozeßverfahren gemäß, denn auch in allen ihren noch vorhandenen Graden angewendet; es gelang aber nicht, auch nur das leiseste Eingeständnis einer Schuld von ihm zu erlangen, und ohne eine formelle Ueberführung würde trotz seiner Ueberzeugung von der Schuld des Angeklagten der gewissenhafte König schwerlich ein verurteilendes Erkenntnis bestätigt haben.

Unter solchen Umständen mußte sich die Prozedur verzögern.

Da fand man eines Morgens am königlichen Schlosse und an anderen Orten Zettel angeklebt, die ungeheures Aufsehen sowohl bei Hofe, wie unter der Bürgerschaft Berlins, erregten. Auf diesen bekannten angebliche Diebe, die natürlich niemand aufzufinden vermochte, die aus dem Münz- und Medaillenkabinett gestohlenen Gegenstände wirklich verloren zu haben, und schon gewann es bei vielen Leuten den Anschein, als leide Hofschlossermeister Stief unschuldig.

Der König jedoch, der ebensowenig an Stiefs Schuld, wie an der seines noch auf freiem Fuße befindlichen Diebsgenossen Runk zweifelte, setzte einen hohen Preis für denjenigen aus, der den Zettelankleber und den Schreiber der Zettel zur Anzeige brächte.

Alsbald meldete sich der Ankleber selbst.

Zwei wichtige Beweggründe hatten den Mann zu einer Selbstanzeige vermocht, einmal die Furcht vor Bestrafung im Entdeckungsfalle, das andere Mal — Habsucht. Er gestand, was der König vermutete, daß ihm der Schloßkastellan Runk den Auftrag gegeben habe, die Zettel anzukleben, und erhielt den dafür ausgesetzten Lohn, Runk dagegen wanderte ins Gefängnis.

Nun aber handelte es sich noch darum, den Schreiber jener Zettel zu ermitteln, und da Runk denselben gutwillig nicht nannte, wurde auch gegen ihn die Folter angewendet; allein der Erschloßkastellan schwieg selbst unter den größten Martern, und wieder standen die Richter vor einem ungelösten Rätsel.

Da ließ sich eines Tages ein schlanker, blasser junger Mann dem Untersuchungsrichter vorführen. Derselbe war wie gebrochen und mußte sich ermattet auf einen Sessel niederlassen.

Nach seinem Begehr gefragt, erklärte er mit matter Stimme, er wolle sein Gewissen in der Untersuchungssache wider Stief und Runk durch ein reuiges Bekenntnis entlasten und nun gab er etwa folgendes zu Protokoll: „Ich heiße Scala, wohne in der Kalandsgasse und bin Domschüler. Ich habe gefehlt, komme aber, wenn auch gebrochenen Herzens, die lautere Wahrheit auszusagen. Ich gab im Hause des Hofschlossermeisters Stief Unterricht und bekenne, dort viel Gutes genossen zu haben, vor allem aber, daß ich der Tochter des Hauses, der Jungfrau Katharina Stief, von ganzem Herzen zugethan bin."

Bei diesen Worten wischte der Unglückliche mit seinem Sacktuch die hellen Schweißtropfen von seiner glühenden Stirn hinweg.

„Weiter, weiter!" rief der Untersuchungsrichter gespannt, und der junge Mensch setzte seinen Bericht mit bewegter Stimme fort: „Stief hatte die Tortur bereits ausgehalten, ohne zu gestehen, als mich eines Abends Frau Stief zu sich bitten ließ und mich flehentlich bat, ihren unschuldigen Gatten zu retten. Sie sagte, es sei ihr bekannt, daß ich ihre Tochter liebe. Sie verspreche, mir Katharina später zum Weibe zu geben und sofort zweihundert Thaler auszuzahlen, wenn ich ihr die kleine Gefälligkeit erweisen wolle, einen Zettel, den ihr ihr Ehemann aus dem Gefängnis zugesteckt habe, etliche Male mit verstellter Handschrift abzuschreiben. Es waren nicht die zweihundert Thaler, die sie mir als Belohnung versprochen, die mich bewogen, ihre Bitte zu erfüllen, sondern die Liebe zu Katharina, meines Daseins Hoffnungsstern. Ich schrieb also die fünf Zettel mit unsäglicher Mühe und Geduld und zwar so, daß niemand meine Handschrift erkennen konnte.

„Natürlich entging mir nicht, welches Aufsehen die Zettel am Hofe und in ganz Berlin und Cölln hervorgerufen, als man sie eines Morgens am Schlosse, an einem Eckhause des Schloßplatzes und in der Breitenstraße angeklebt fand.

„Keine Menschenseele kannte die Handschrift, von der alle Schreibmeister und Behörden erklärten, daß sie ihnen noch niemals zu Gesichte gekommen sei.

„Jetzt jedoch fiel mir, was ich gethan, schwer aufs Herz; denn in seinem Zettel, den ich abgeschrieben, hatte der Hofschlosser alle Schuld auf Unschuldige, allerdings auf schwer oder gar nicht zu ermittelnde Personen gewälzt. Ich geriet darüber in große Seelenpein und klagte mein Elend und meine Gewissensbisse Katharina, die ja meine von der Mutter mir zugesagte Braut war.

„Das unglückliche Kind, das von dem ganzen Sachverhalt nichts wußte und bisher fest an die Unschuld ihres Vaters geglaubt hatte, weinte heftig. Es gab einen heißen Kampf in dem Herzen des braven Mädchens zwischen der Liebe zu ihrem Vater und der Liebe zu mir, den sie von jeder Mitschuld und von jedem Vergehen rein wissen wollte, und sie selbst gab mir den Rat, meine Schuld zu beichten.

„Da erschien die Kabinettsordre Sr. Majestät, die alle diejenigen mit Galgen und Rad bedrohte, die bei den Durchsteckereien behilflich gewesen. Nun hielt es mich nicht länger, und ich gestand mein Vergehen reuig dem Pfarrer von St. Nicolai. Der würdige Herr hat mir meine Sünde vergeben und mich aufgefordert, mein Bekenntnis vor Gericht zu wiederholen."

Der junge Mann war zu Ende. Der Richter, froh, durch das unerwartete Geständnis des Domschülers die Untersuchung wider die beiden Schloßdiebe abschließen zu können, entließ den unglücklichen Scala mit den tröstenden Worten, er wolle ihn der Gnade Seiner Majestät empfehlen.

„Für mich bedarf es menschlicher Gnade nicht mehr!" stöhnte der Aermste und wankte davon.

Jetzt half dem Diebespaare kein Leugnen mehr. Es war überführt und wurde, den harten Gesetzen ihrer Zeit gemäß, zum Tode durchs Rad verurteilt. Am 8. Juli des Jahres 1809 sollte das Urteil vollstreckt werden.

3.

Es war eine pechfinstere Nacht, die Nacht zu jenem Hinrichtungstage. Tagsüber hatte sich der Regen in Strömen ergossen und die Straße der damals noch wenig und überaus schlecht gepflasterten Altstadt der Residenz aufgeweicht und nahezu unpassierbar gemacht. Totenstille herrschte auf den unbeleuchteten Gassen, über die nur selten eine Person schritt.

Da wankte ein junger Mann die Breitestraße daher auf dem holprigen Straßendamm der „Langen Brücke" zu. Am Brückenaufgang blieb er stehen, seufzte tief auf und stürzte sich über das Geländer in den damals noch träge hinschleichenden, schlammigen

Fluß, blieb aber im Moraste des zu jener Zeit noch nicht von Mauern eingefaßten Ufers stecken und mühte sich vergebens ab, den eigentlichen Strom zu erreichen. In diesem Ringen versank der Entkräftete immer tiefer im Schlamme.

Die Schildwache am „grünen Hut", so wurde der alte Schloßturm in jenen Tagen noch genannt, bemerkte, daß in der Nähe der Schloßbrücke irgend etwas Ungewöhnliches vorging, senkte die Hackenbüchse und rief an; allein es erfolgte keine Antwort.

Da rollte ein Karren über die Brücke, auf welchem ein Knabe mit einer Stalllaterne und eine Anzahl Männer um eine hohe, in einen Mantel gehüllte Gestalt saßen.

Auf das „Halt! Werda?" des Postens hielt der Karren an, und der Mann im Mantel antwortete: „Gut Freund!"

„Dort unten scheint jemand im Schlamme zu versinken!" sagte die Schildwache. „Noch eben habe ich Röcheln vernommen!"

Die Leute horchten gespannt auf, und richtig! — auch sie vernahmen ganz deutlich unartikulierte menschliche Laute vom Ufer her. Sofort warf der Hohe seinen rotgefütterten Mantel und seinen breitkrempigen Hut ab, zog ein Brett vom Karren, näherte sich damit beim Scheine der Stalllaterne vorsichtig dem Versinkenden und warf ihm geschickt einen Strick um den Leib.

Mechanisch klammerte sich der Halbohnmächtige daran, und so gelang es den Männern mit vereinter Kraft, den Lebensmüden einem gewissen Tode zu entreißen.

Kurz entschlossen warfen sie ihn auf den Karren und schickten sich an, weiterzufahren, als der Wachtposten fragte: „Wer seid ihr, ihr Herren? Ich muß über den Vorgang morgen rapportieren und die Namen der Leute angeben, die dem armen Menschen beigestanden haben."

„Ich bin der Scharfrichter Brand und das sind meine Knechte!" gab der hohe Mann, der seinen Mantel wieder umgeworfen, näher tretend zur Antwort.

Die Schildwache aber rief fast entsetzt: „Zurück, Er unehrlicher Kerl, sonst schlag ich Ihn nieder, wie einen tollen Hund! Er, Schinder, Er! Sieht Er nicht, daß ich vom Bataillon Tauchnitz bin?"

Die Knechte schlugen ein Hohngelächter auf, ihr Meister setzte sich nieder auf den Karren, und weiter rumpelte das grauenerregende Gefährt. Es war eine seltsame Fahrt, und der allmählich wieder zum Bewußtsein gelangende Lebensmüde begriff bald, in welcher Gesellschaft er sich befand: Bei nächtlicher Weile legte nämlich der Scharfrichter mit seinen Gehilfen die Tour zurück, die er am Morgen des kommenden Tages mit dem Karren von Runks Gefängnisse mit dem Delinquenten zu Rabenstein zurückzulegen hatte, erteilte ihnen seine Instruktion und zeigte ihnen die Straßenplätze, an welchen nach dem grausamen Richterspruch der Todeskandidat mit glühenden Zangen gezwickt werden sollte, und summte dann das Armesünderlied:

„Ich winsle, wie ein Kranich,
Und quietsche, wie 'ne Schwalbe!"

Still und in sich gekehrt lag der Domschüler da, um den sich, nachdem man noch Leben in ihm verspürt, keiner von der unheimlichen Gesellschaft mehr kümmerte, und hörte, wie der Meister, auf ihn deutend, sagte: „Ich freue mich, heute doch wenigstens auch einmal ein Menschenleben gerettet zu haben. Morgen aber wird's einen schweren Tag für uns geben. Thue ja ein jeder seine Pflicht, damit die Exekution gut von statten geht. Ihr wißt, der König versteht keinen Spaß. Wenn nur das verfluchte Brennen und Zwicken nicht wäre und gar das Staupbesen geben! Die armen Weiblein! Wahrhaftig, Kinder, wäre ich nicht unehrlich geboren, ich würde nimmermehr ein Scharfrichter geworden sein!"

Der Brust des armen Domschülers entrang sich ein tiefer Seufzer. Er gedachte des entsetzlichen Loses, das der beklagenswerten, unschuldigen Katharina bevorstand.

Jetzt war der unheimliche Karren mit den Unehrlichen am Spandauer Thore angelangt und hielt an der hölzernen Brücke am damaligen Festungsgraben an, und harrte dem Oeffnen des schweren Thores mit dem Fallgitter.

Plötzlich sprang der kaum gerettete Domschüler mit Aufbietung seiner letzten Kräfte vom Karren herab, und ehe es die Scharfrichtersknechte verhindern konnten, hatte er sich über das Geländer geschwungen und hinabgestürzt.

„Herr Gott, erbarme Dich meiner!" waren seine letzten Worte.

Man hatte keinen Fall ins Wasser gehört, wohl aber ein hartes Aufschlagen. Die Schildwache öffnete eine kleine Pforte, die von der Bastion zum Wasser führte. Man eilte zu der Stelle und fand den Leichnam Scalas mit zerschmettertem Schädel an einem gemauerten Strebpfeiler der Brücke.

„Der arme Kerl!" murmelte der Scharfrichter Brand mitleidig. „Also hat er's doch durchgesetzt!"

4.

Der verhängnisvolle 9. Juni des Jahres 1719 erschien und brachte, wie vorauszusehen, dem Scharfrichter Brand und seinen Knechten ein recht saures Stück Arbeit; aber sie ging nach Vorschrift von statten.

Der Delinquent Stief schritt, von Geistlichen begleitet, nach der Richtstätte und blieb, als der Verführte, auf seinem letzten Gange ungezwickt. — Der Verführer Runk aber wurde auf dem Karren durch die Stadt gefahren und an verschiedenen Stellen, namentlich auch vorm Schlosse, mit den Augen nach den Fenstern des Madaillenkabinetts gerichtet, mit glühenden Zangen gezwickt, bevor er auf dem Rabensteine mit Stief zugleich unterm Rade sein verwirktes Leben endete.

Man erlasse uns die Schilderung der Einzelnheiten der grauenhaften Exekution, die dadurch an Schärfe gewann, daß die Frauen und Kinder der Verurteilten der Hinrichtung beiwohnen mußten; wir erwähnen nur, daß der Prediger Schmidt von St. Marien mitleidig seinen Mantel über die zerschmetterten Häupter der Gerichteten warf.

Aber noch war das Verbrechen nicht völlig gesühnt. Jetzt ließ das grausame Gesetz seine ganze Härte an den Frauen und Töchtern der Geräderten aus. Sie erhielten vom Schinder den Staupbesen, und die unglückselige, bemitleidenswerte Katharina wurde samt ihrer Mutter zu demselben Stadtthore hinausgestäupt, an dessen Brückenpfeiler kaum zehn Stunden früher das Haupt des Geliebten zerschellt war, um ihre ferneren Lebenstage im Spinnhause zu verbringen.

UNSERE BILDER

Das Behaim-Denkmal in Nürnberg. Martin Behaim wurde im Jahre 1459 als Enkel eines aus Böhmen stammenden Geschlechtes in Nürnberg geboren. Achtzehn Jahre alt zog er in die Fremde nach den Niederlanden und trat als Commis in die Tuchhandlung von Jorins van Dorpp zu Mecheln ein, von wo aus er Geschäftsreisen nach Frankfurt a. M. unternahm. Schon im Jahre 1478 ging er nach Antwerpen und betrieb daselbst eine Agentur bis zum Jahre 1484. Während dieser Zeit führten ihn zahlreiche in seinem Beruf unternommene See- und Landreisen zu einem vorübergehenden Aufenthalte nach Lissabon und auch nach seiner Vaterstadt. Letztere hat er im Jahre 1483 besucht, wie aus einer aufgefundenen, über ihn verhängten polizeilichen Strafverfügung wegen unerlaubten Tanzens, datiert vom 19. Februar 1483, urkundlich erwiesen ist. Nach Lissabon ist Martin Behaim mutmaßlich zuerst auf einer Geschäftsreise 1481 oder 1482 gekommen. Zu dieser Zeit war von König Johann II. zur Verbesserung der Steuermannskunde aus den namhaftesten Gelehrten Portugals eine Kommission, eine „Junta dos mathemathicos", zusammengesetzt worden. In diese wurde Martin Behaim berufen. Der Grund zu den Kenntnissen, welche ihn befähigten, sowohl Mitglied der Junta zu werden, als auch selbst sich an Entdeckungsfahrten zu beteiligen, war schon in früher Jugendzeit in Nürnberg gelegt worden. Der unter dem Namen Regiomontans bekannte Mathematiker und Astronom Johannes Müller aus Königsberg hatte sich im Jahre 1471 in Nürnberg niedergelassen. Während dessen vierjährigem Aufenthalte daselbst ist der junge Behaim nach seiner eigenen, von dem portugiesischen Schriftsteller Barros aufbewahrten Aussage ein gelehriger Schüler Regiomontans gewesen. Ueber die Kenntnisse selbst, welche Behaim der Junta zur Verfügung stellen konnte, hat uns erst vor wenigen Jahren Breusing in einem Beitrage zur Geschichte der Geographie Aufschluß gegeben. Darnach war es die Mitteilung einer Methode der Breitenbestimmung, welche dem jungen Nürnberger Kaufmann einen ehrenvollen Platz in der gelehrten Gesellschaft sicherte. In Lissabon hatte man mit der Sachkenntnis des jungen deutschen Kaufmanns, den man zu Beratungen von hoher Wichtigkeit zugezogen, offenbar gute Erfahrungen gemacht. Man hatte sich überzeugt, daß er mit den von ihm mitgebrachten verbesserten Instrumenten umzugehen und die Geschäfte eines nautischen Astronomen tüchtig zu verwalten verstand. Als deshalb die Forschungsthätigkeit zur See wieder aufgenommen und eine Expedition nach weit südlicheren Breiten abgeschickt werden sollte, als sie früher jemals erreicht worden waren, bot sich der Gedanke wohl von selbst dar, jenen Mann für den portugiesischen Seedienst zu gewinnen und ihn der Flottille, welche eben zu gedachtem Zweck ausgerüstet ward, als fachmännischen Begleiter beizugeben. Behaim ward berufen, nahm den Ruf an und segelte — vermutlich unmittelbar nach seiner Ankunft in Lissabon — zu einer großen afrikanischen Entdeckungsfahrt aus. Die Expedition gelangte im Anfang des Jahres 1485 nach der Küste von Niederguinea, passierte sodann das Grüne Vorgebirge, die Inseln Principe und San Thome, erforschte mehrere Inseln der Biafrabai, errichtete am Guineagolf, an der Mündung des Kongo, steinerne Wappenpfeiler mit dem portugiesischen Wappen und gelangte am 18. Juni 1485 nach dem südlichsten Küstenpunkt, den die Expedition überhaupt erreichte. Er liegt unter dem 22. Grad südlicher Breite, etwas nördlich von der heutigen Walfischbai. Die Reise währte ungefähr anderthalb Jahre. Nach seiner Rückkehr wurde Behaim vom König zum Ritter des Christusordens geschlagen. Noch in demselben Jahre verheiratete er sich mit Johanna von Macedo, der Tochter Jobst von Hurters, des Erbstatthalters der beiden Azoreninseln Fayal und Pico. Er begleitete seine Schwiegereltern nach ihrer Insel Fayal, woselbst er sich durch geschichtliche und geographische Studien die Kenntnisse erwarb, wie er sie bald darauf in der Herstellung seines Erdglobus offenbart hat. Im Jahre 1490 unternahm er wegen Regulierung des väterlichen Erbes eine Reise nach Nürnberg. Während seines zweiundeinhalbjährigen Aufenthaltes in seiner Vaterstadt wurde von ihm sein berühmter Globus, der „Erdapfel", wie er ihn nannte, geschaffen. Im Jahre 1493 schied er, nicht im besten Einvernehmen mit seinen an den alten

Gewohnheiten hängenden Anverwandten, von Nürnberg und begab sich über Flandern nach Portugal. Schon im nächsten Jahre unternahm er im Auftrage des Königs eine Reise nach den Niederlanden und fiel unterwegs in die Hände englischer Seeräuber, auf deren Insel er schwer erkrankt darniederlag. Nach seiner Genesung flüchtete er sich mit Hilfe eines Kaperschiffes nach Frankreich, von wo aus er endlich die Niederlande erreichte. Zu Pfingsten 1494 kehrte Behaim nach Fayal zu seiner Gattin zurück. Seitdem fehlt über ihn jede urkundliche Nachricht. Man weiß nur, daß er am 29. Juli 1506 in Lissabon im deutschen Hospital von St. Bartholomäus gestorben ist. In der Kirche der Dominikaner liegt er begraben. — Vor einigen Jahren wurde ihm in seiner Vaterstadt Nürnberg ein Denkmal, welches unser vorstehender Holzschnitt veranschaulicht, errichtet.

Albrecht Dürer, von der Malergilde in Antwerpen festlich empfangen und bewirtet. Albrecht Dürer, der Malerfürst des Mittelalters, unternahm im Jahre 1520 eine Reise nach den Niederlanden, um dem neugewählten Kaiser Karl V. zu begegnen und von ihm die Bestätigung der jährlich hundert Gulden betragenden Rente zu erlangen, welche der verstorbene Kaiser Maximilian dem Künstler verschrieben hatte. In Nürnberg, der Vaterstadt des Meisters, wütete damals die Pest, und wer es irgend vermochte, kehrte der Stadt den Rücken. Hieraus erklärt sich's, daß Dürer nicht nur seine Frau, sondern auch seine Magd Susanne mit sich nach den Niederlanden nahm. Das Hauptziel seiner Reise war Antwerpen, das London jener Tage und der erste Sammelpunkt der Kunstthätigkeit. Nebenbei hoffte der Meister, daß ihm die reiche Handelsstadt zu einem ergiebigen Absatzgebiet werde, weshalb er denn auch einen ansehnlichen Vorrat an Kunstsachen, namentlich zahlreiche Abdrücke seiner Kupfer- und Holzschnitte mit sich führte. — Nach dreiwöchiger Reise kam Albrecht Dürer am 2. August 1520 in Antwerpen an, wo er mit großen Ehrenbezeigungen aufgenommen und gefeiert wurde. Auf Sonntag den 5. August, es war St. Oswaldstag, hatten ihn samt seinem Weibe und seiner Magd die gleichfalls mit ihren Frauen erschienenen Maler zu Gast auf ihre Zunftstube geladen, wo er prunkhaft bewirtet wurde. Auf unserem Bilde nun tritt Dürer, vom Gildenmeister geleitet und der Gesellschaft vorgestellt, in die Zunftstube. Seine Gestalt ist historisch getreu nach den Selbstbildnissen des Meisters wiedergegeben, ebenso diejenige seiner Frau Agnes, welche an der Hand eines jüngeren Mannes soeben die Stufen hinabschreitet, gefolgt von lustiger Gesellschaft. In der Mitte des Bildes tritt die Schaffnerin des Hauses mit zwei Ehrenjungfrauen dem Künstler entgegen; die eine bringt ihm auf rotem Kissen den goldenen Lorbeerkranz, während die andere ihm den Ehrentrunk in reich verziertem Pokale darreicht. Zu beiden Seiten der Tafel jauchzt ein fröhlicher Chor von Kunstgenossen mit deren Frauen dem Ehrengaste zu. Die Veranlassung zu diesem Bilde war ein Wettbewerb der gräflich Biel-Kalkhorstschen Stiftung, welche den Zweck hat, die Fresko-Malerei in Uebung zu erhalten und Privaten Gelegenheit zu geben, derartige Malereien in oder an ihren Häusern ausführen zu lassen. Unter denjenigen Privatleuten, welche einen Raum in ihrem Hause zur Verfügung stellten, befand sich Herr J. Ruhr in Euskirchen. Diesem kam dann in Anbetracht des günstigen Raumes und seiner Bereitwilligkeit, die weiteren Kosten der Ausmalung zu tragen, die Stiftung zu gute. Der kunstsinnige Herr Ruhr stellte bei seiner großen Verehrung für Dürer die Aufgabe, obige heitere Scene aus dem Leben des Meisters in seinem Speisesaal darzustellen. Damit das Bild nebenbei auch von persönlichem Interesse für die Familie sei, hat der Maler den Herrn des Hauses in dem vorne an der Tafel sitzenden, stattlichen Manne und dessen Töchter in den Ehrenjungfrauen porträtähnlich wiedergegeben.

Vexierbild.



Allerlei.

Verfängliche Frage. „Papachen, braucht die Mama, wenn sie zum Wildhändler geht, auch 'ne Jagdkarte?"

Unerwarteter Eindruck. Professor (der Kunstgeschichte): „Sie haben den Dom zu Florenz mit eigenen Augen gesehen. Ist Ihnen beim Eintritt zu diese ran Bauschönheiten ausgezeichneten Kirche nichts Besonderes aufgefallen?" — Zögling: „Gewiß, Herr Professor, eine junge, sehr nette Engländerin!"

Die größten Kirchen Europas. Die Peterskirche in Rom faßt 54,000 Personen, der Dom zu Mailand 37,000, die Paulskirche zu London 25,000, die Sophienkirche zu Konstantinopel 23,000, die Notredamekirche in Paris 21,000 und die Stephanskirche in Wien 12,400. K.

Hundeliebhaber. Eine kostspielige Passion für Hunde besaß König Heinrich III. von Frankreich, welcher Hunderttausende für solche Vierfüßler ausgab. Niemals sah man ihn ohne seine Lieblinge, die den Bolognesern ähnlichen Lyoner Hündchen, und stets hatte er einige von ihnen in einem Korbe am Halse hängen. Sogar in die Kirche nahm er sie mit. Für die besondere Wertschätzung, die Jakob II., König von England, dem General Marlborough zu teil werden ließ, zeugt der Umstand, daß er während eines Seesturmes den Matrosen in flehendem Tone zurief: „Kinder, rettet mir meine Hunde und Marlborough!" An sich selbst dachte der gute Jakob erst in dritter Reihe. — Zu den am Hofe „einflußreichen" Hunden gehörte auch Lisette, Zar Peter des Großen Lieblingshündin. Einmal als der Zar trotz der flehendsten Bitten das über einen Staatsverbrecher gesprochene Todesurteil nicht aufheben wollte, kam jemand aus der Umgebung des Monarchen auf den Gedanken, Lisetten ein Begnadigungsgesuch an den Hals zu binden. Und siehe da, dies hatte Erfolg. Lachend schenkte der Zar im „Namen der Hundheit" dem Verurteilten das Leben und die Freiheit obendrein. St.

Gemeinnütziges

Gegen Heiserkeit ist der Gebrauch des kalten Wassers innerlich und äußerlich sehr zu empfehlen. Der Patient trinkt des Morgens während des Ankleidens ein Glas frisches, klares Wasser, aber nicht auf einmal; auch muß während des ganzen Tages eine kleine Quantität frischen Wassers getrunken werden. Des Abends vor dem Schlafengehen nimmt der Kranke eine Serviette, taucht sie in kaltes Wasser, drückt dieselbe aus, faltet sie zusammen wie ein Halstuch und legt sie sich um den Hals; eine trockene Serviette wird ebenfalls zusammengefaltet, über die erste gelegt und befestigt. Alsdann lege sich der Patient ins Bett und decke sich recht warm zu, um eine neue Erkältung zu verhüten. Diese Kaltwasserkur, etwa acht Tage lang ununterbrochen fortgesetzt, wird das Uebel sicherlich beseitigen.

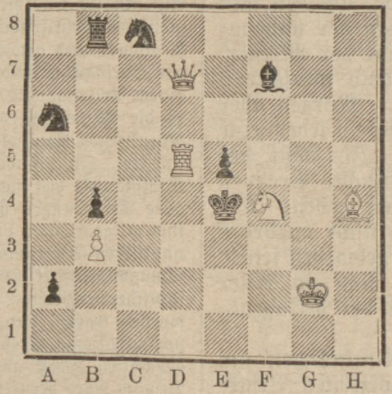
Im Winter braucht die Biene Wärme und im Frühjahr noch viel mehr! Denn wenn im Winter das Bienenvolk eine Wärme von nur etwa 10° R. zu erzeugen genötigt ist, bedarf es im Frühjahr, wenn der Brutansatz begonnen hat, einer Temperatur von 29° R. Wer daher seine Bienenwohnungen nicht warmhaltig konstruiert oder seine Bienenstöcke nicht gut verpackt und schützt, begeht einen schweren Mißgriff.

Strohfütterung. Viele Wirtschaften müssen mit dem Stroh als dem wichtigsten Rauhfuttermittel rechnen, indem Wiesen und Futterschläge in genügendem Umfange ihnen nicht zur Verfügung stehen. Man sollte aber nie vergessen, daß das Stroh allerdings reichliche Mengen von stickstofffreien Nährstoffen liefert, daß aber der Gehalt an Proteïn in demselben ein verhältnismäßig recht geringer ist; demgemäß sind auch die Futterrationen zusammenzustellen. Außerdem sollte man sich davor hüten, verdorbenes Stroh den Tieren vorzulegen. Eine besondere Beachtung aber verdient in der gegenwärtigen Zeit auch der Rat, bei dem Verfüttern von frischem Stroh eine gewisse Vorsicht gelten zu lassen. Dasselbe wird von den Tieren meist viel gieriger angenommen als altes Stroh, obwohl es eigentlich bedeutend schwerer kaubar ist. Das raschere Verzehren und das schlechtere Zermalmen des frischen Strohes aber verursachen häufig Blähungen, besonders wenn frisches Stroh in Gestalt von Häcksel mit Mehl- oder Schrotbrei gemengt wird. Manches Tier ist an den Folgen davon schon zu Grunde gegangen, weshalb die Warnung berechtigt erscheint.

Problem Nr. 171.

Von J. Seeberger.

Schwarz.



Weiß.

Weiß zieht und setzt in 4 Zügen Matt.

Logogriph.

Setzt vor ein Spiel eine Silbe Mu,
So entsteht daraus ein Gewürz im Nu,
Und nun noch einen kleinen Ort hinzu,
Trink's aus und schlaf' in guter Ruh!
Emil Friedrichs.

Auflösung der Charade:

Wanduhr.

Auflösung des Bilderrätsels:

Frei geht das Unglück durch die ganze Welt.

Verantwortliche Redaktion von Ernst Pfeiffer, gedruckt und herausgegeben von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart.